



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Briefe über einzelne Gegenstände der deutschen
Literatur. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe über einzelne Gegenstände der deutschen Literatur.

2.

Erlauben Sie, daß ich noch einmal auf das Thema meines vorigen Briefes zurückkomme, die Schleiermacherschen Briefe. Die preussischen Jahrbücher haben darüber einige Bemerkungen gemacht, aus denen mir hervorzugehen scheint, daß hier noch ein ganz ernsthaftes Mißverständniß zu beseitigen ist. Dies Mißverständniß bezieht sich nicht bloß auf den einzelnen Fall, sondern es betrifft eine allgemeine Frage, die sich in jeder Periode einer sittlichen Krisis hervordrängt: nämlich das Verhältniß des sittlichen zum ästhetischen Gesichtspunkt.

Bekanntlich hat die romantische Schule in ihrer Blüthezeit gerade von dieser Seite her Anstoß gegeben. Sie waren als streiftfertige Kritiker den anerkannten Größen der Literatur gegenüber getreten und hatten ziemlich hart über sie geurtheilt; um sich zu rächen, suchten die Gegner alles Mögliche hervor, was sie in den Augen des Publicums brandmarken konnte. Durch Romane, wie „Lucinde,“ machten ihnen die Romantiker leichtes Spiel, aber um die damaligen Verhältnisse richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß zu den Moralisten, welche gegen die Unsitte der neuen Schule predigten, auch Kozebue gehörte, der Dichter von „Menschenhaß und Reue“, und daß daher die Schlegel, wenn sie jene Vorwürfe mit Zinsen wiedergaben, im vollsten Recht waren. Die Schlegel trugen das Bewußtsein in sich, weder in ihrem Leben, noch in ihren Schriften unsittlich zu sein, sondern ein neues, höheres Princip der Sittlichkeit entdeckt zu haben, welches geeignet sei, wenn nicht die ganze Menschheit, doch wenigstens den edleren Theil derselben tugendhaft und glücklich zu machen. Ob sie mit diesem Glauben Recht hatten, das ist einzig und allein die Frage, auf die es heute ankommt, und nicht etwa, ob Friedrich Schlegel oder Tieck oder sonst Einer einmal ein Glas zu viel getrunken, oder ein Mädchen zu viel geküßt habe, Dinge, die vollkommen gleichgültig sind.

In dieser Beziehung ist es aber wirklich nöthig, auch den Besseren gegenüber, was man zu sagen hat, nicht einmal, sondern zehnmal zu sagen, um nur verstanden zu werden.

So lange die Welt steht, ist es noch keinem Menschen, der seine fünf Sinne hatte, eingefallen, einem Andern deshalb die Sittlichkeit abzusprechen, weil er Leidenschaften durchgemacht hat, im Gegentheil fehlt demjenigen et-

was an der Fülle seines Geistes, der nie in diese Lage gekommen ist. Freilich führt die Leidenschaft zu Conflicten und die Art, wie man diese zu beherrschen oder überwinden weiß, zeigt an, aus welchem Holz man geschnitten ist. Um ein sittlicher Charakter zu sein, hat man noch mehr zu thun, als die zehn Gebote zu befolgen; das hat der Volkswitz auch ganz richtig gefühlt, welcher ein erstes, ein Cardinalgebot in den verschiedensten Formen aufgestellt hat, und so sei es auch mir erlaubt, eine neue Form dafür vorzuschlagen. Das erste Gebot heißt: Sei kein Wacklappen!

Gegen dieses Gebot sündigt aber die „Lucinde“ auf eine ebenso unerhörte Weise, als die Dramen des Herrn von Kotzebue. Die ganze Lucinde ist aus Figuren zusammengesetzt, die nichts Bestimmtes zu denken, zu empfinden oder zu wollen im Stande sind; aus Gedanken, die nie fertig werden, aus Empfindungen, die ganz so aussehen wie Seufzer der verhaltenen Langenweile, aus Belleitäten, die darum ans Schmutzige streifen, welche zu nichts führen; und dies Alles ist in einem Ton der Selbstanbetung vorgelesen, welcher das Gefühl der hohlsten Unfruchtbarkeit zu überschreiten scheint.

Wenn wir von dem Verfasser der „Lucinde“ Nichts wüßten, er mag sonst der vortrefflichste Mensch von der Welt gewesen sein, sein Buch aber werden wir als unsittlich brandmarken, weil es die Schwäche und zwar die Schwäche in dieses Wortes verwegenster Bedeutung als Stärke verherrlicht, und so dem Volk falsche Götzenbilder aufstellt.

Aber auch selbst die Schwäche kann durch die Kraft des Dichters so hinreißend wirken, daß man ihr wenigstens nach einer Seite hin die Anerkennung nicht versagen darf. Als Beispiel führe ich ein bekanntes französisches Buch an: „Manon Lescaut“. Der Held dieser Novelle ist gewiß ein Schwächling, und daß er einer Dirne bis in's Bagno nachläuft, ist gewiß nicht fein; aber die Stärke der Leidenschaft, welche dieses schwache Subject ergreift, ist so hinreißend geschildert, daß man während der Lectüre an die Schwäche nicht denkt. Das Buch ist trotzdem zu tadeln, aber nur von einer Seite. Ganz ähnlich ist es mit einer späteren Novelle „Carmen“, die an poetischem Werth hoch über jener steht, und bei der es gewiß keinem Leser einfallen wird, an den Katholismus zu denken. Ganz anders in der „Lucinde“. Hier stellt die Ohnmacht die Ohnmacht dar, und täuscht sich doppelt, indem sie sowohl sich, als ihren Gegenstand für groß hält.

Die „Lucinde“ sündigt aber noch nach einer andern Seite hin, und das ist eins der schlimmsten Verbrechen der Romantik, indem sie nämlich das sinnliche und geistige Element der Liebe auf eine sinnlose Weise durcheinanderwirft.

Es ist bekannt, was Lessing über den „Werther“ geäußert hat: den Alten sei so eine Leidenschaft unbekannt, und es sei der christlichen Erziehung vor-

behalten gewesen, ein physisches Bedürfnis für eine geistige Vollkommenheit auszugeben. Diese hingeworfene Aeußerung Lessing's hat man in neuerer Zeit mehrfach als eine passende Kritik des „Werther“ gerühmt und damit viel weniger Goethe, als Lessing Unrecht gethan. Lessing hatte den Grundsatz, oder vielmehr die Gewohnheit, eine Uebertreibung, die ihn verlegte, dadurch zu bekämpfen, daß er ihr eine andere Uebertreibung entgegensezte, man muß also mit seinen Einfällen sehr vorsichtig umgehen, wenn man daraus auf seinen Charakter oder seine Ueberzeugung schließen will: am vorsichtigsten gerade dann, wenn er gerade recht kühl und vorsichtig zu reden scheint; denn nie hat ein Schriftsteller in solchen Fällen mehr über die Schnur gehauen, als Lessing. Drückte jener Einfall wirklich seine Ueberzeugung aus, so müßte man sie abscheulich nennen, um so mehr, da er in jener Zeit so gut als verlobt war; glücklicher Weise hat uns Lessing noch Unterredungen aufbewahrt, aus denen hervorgeht, daß er in der Wirklichkeit ganz anderer Ueberzeugung war.

Zudem paßt jene Aeußerung nicht im Mindesten auf den „Werther“: in diesem Roman wird nur der Versuch gemacht, das rein sinnliche Element der Liebe zu spiritualisiren, wohl aber ist das der Fehler der „Lucinde“; damit will ich nicht etwa sagen, daß das sinnliche Moment der Liebe nicht fähig wäre, poetisch dargestellt zu werden; die alten Dichter, und unter den neueren namentlich Goethe, haben das Gegentheil hinlänglich gezeigt: man soll die Sinnlichkeit poetisch darstellen, aber sie nicht spiritualisiren, man soll, um mit Lessing zu reden, ein physisches Bedürfnis nicht als eine geistige Vollkommenheit darstellen. Diese Sünde hat nicht Goethe, sondern Friedrich Schlegel begangen.

Man wende dagegen nicht etwa ein, daß beide Elemente, das sinnliche und das geistige, innig zusammenhängen; sie gehören allerdings zusammen, etwa wie Farbe und Figur eines Körpers, die man deshalb doch nicht verwechseln darf; sie werden oft nur durch eine ganz zarte Scheidelinie getrennt, aber diese Scheidelinie richtig zu erkennen und zu fühlen ist eben die Kraft des echten Dichters, der, indem er schön darstellt, zugleich sitlich darstellt.

Goethe ist es fast nie begegnet, daß er Beides verwechselt; ich erinnere mich nur eines Falls in den „Wahlverwandtschaften“, der auch auf jedes unbefangene Gemüth einen höchst peinlichen Eindruck macht.

Um die Paradoxien der Romantiker einigermaßen zu verstehen, muß man den historischen Hintergrund in's Auge fassen. In ihrer Zeit herrschte die Wolff'sche Philosophie und war eben im Begriff durch die Kantische abgelöst zu werden; beide Lehrgebäude kommen darin überein, daß sie den moralischen Standpunkt als den entscheidenden auffaßten. Im Princip gingen beide im Grunde von dem 11. Gebot aus, das ich oben aufgestellt habe; denn wenn Wolff lehrte; strebe immer nach höherer Einheit mit dir selbst;

und wenn Kant lehrte: handle wie du sollst, ohne andere Nebengründe, so heißt das eigentlich nichts Anderes, als: sei kein Waschlappen. Aber Beide fehlten darin, daß sie aus diesem richtigen Princip nicht die Fülle der wirklichen Welt herzuleiten, oder sie nach demselben zu beurtheilen im Stande waren. Wolff kam wirklich bloß auf die 10 Gebote heraus, und Kant blieb bei der abstracten Form stehen; er lehrte über den Inhalt der Pflicht Wenig oder gar Nichts. So fiel die eigentliche oder positive Pflichtenlehre unvollkommenem und schwächern Denkern in die Hand, z. B. Gellert, der in seiner weinerlichen Moral immer darauf zurückkam, man soll die Leidenschaften vermeiden, weil diese zu nichts Gutem führen. Gellert hielt daher auch den Reitknecht für würdiger in den Himmel zu kommen, als Alexander den Großen. Diese Art von engherziger, spießbürgerlicher Moral hatten die Romantiker im Auge, wenn sie die Moral im Allgemeinen lächerlich machten und als einen überwundenen Standpunkt darstellten. Die Zweideutigkeit dieses Ausdrucks hätte noch nicht so viel geschadet, wenn sie für das, was sie an die Stelle setzen wollten, nur einen poetisch verständlichen Ausdruck gefunden hätten; aber sie geberdeten sich als Reformatoren, ohne zu wissen was sie eigentlich vorhatten, und ohne die Kraft, das, was sie etwa wußten, zu sagen.

Da sie nun keine Sache hatten, für die sie eigentlich warm wurden, und doch das Bedürfniß der Wärme in sich fühlten, so ersetzten sie den Cultus der Dinge durch den Cultus der Persönlichkeiten und zwar ihre eigenen Persönlichkeiten. Die lächerliche Abgötterei, die sie mit ihren zufälligen Einfällen, Stimmungen, Empfindungen trieben, ist allgemein bekannt, und wenn der Kritiker der Preussischen Jahrbücher versichert, in den vorliegenden Briefen erscheine Friedrich Schlegel besser als sein Ruf, so bekenne ich, ihn nicht zu verstehen. Was hat man denn für Enthüllungen über Friedrich Schlegel erwartet? Etwa wilde Leidenschaften, kolossale Laster, ruchlose Neigungen oder gar Verbrechen? Wer das von ihm erwartet hat, muß noch wenig von ihm wissen. Was man aber schon aus seinen Schriften schließen darf, findet man in diesen Briefen im höchsten Grade bestätigt: eitle hohle Großsprecherei, die niemals wirklich in die Sache ausgeht, sondern immer nur mit dem Effect beschäftigt ist, den die Person daraus ziehen kann; unendliche Begeisterung für das Großartige, was er im Begriff ist zu schaffen, die denn doch eine geheime Unsicherheit versteckt. Und grade in dieser Beziehung ist es wünschenswerth, daß wir bei dieser Schule etwas hinter die Coulißen treten. Mit ihrem Treiben war nämlich auch eine große Unwahrheit verbunden. Fast sämmtliche Freunde Friedrich Schlegels haben in späterer Zeit erklärt, sie hätten die Lucinde und andere Thorheiten schon damals vollkommen übersehen, namentlich A. W. Schlegel hat sich nach dem Tode seines Bruders mit einer Härte über ihn ausgesprochen, die über alle Begriffe geht. Welches von Beiden ist Maske? Das zu erfahren, wäre nicht

ohne Interesse, und nur darum bedaure ich, daß die Briefe nicht vollständig veröffentlicht sind. Ob sich Caroline mit Dorothea über ihren Puz oder dergleichen Dinge gezannt habe, das zu erfahren, bin ich nicht im Mindesten begierig, ich vermüthe aber, daß in den unterdrückten Stellen noch mehr stehen wird und daß man erfahren wird, wie weit bei der Lucindenreligion, die damals von der gesammten Schule getrieben wurde, offene Heuchelei gegen das draußen stehende Volk und wie weit Selbsttäuschung vorhanden war.

In Bezug auf die Sittlichkeit fällt mir eine treffende Stelle aus einem an sich schlechten Buche ein, aus der Schrift Heine's über Boerne. Heine war in Beziehung auf Eitelkeit und Selbstanbetung mit Friedrich Schlegel sehr verwandt, den er freilich an poetischer Kraft unendlich überragte. „Die Welt“, sagt er in jenem Buche, „ist am Ende gerecht und verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und echt ist und schön lodert und lange; gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart und verspottet jede ängstliche Halbglut; die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Fall eine gewisse Legitimität.“ Das ist vollkommen richtig und wie die Welt, so urtheilt auch die höhere Sittlichkeit.

Die „Preussischen Jahrbücher“ erwähnen noch den Uebertritt Friedrich Schlegels zum Katholicismus und vermiffen und wünschen nähere Aufklärung darüber. Es ist möglich, daß im Einzelnen noch die eine oder die andere Notiz erfolgt, in der Hauptsache aber scheint mir Alles vollkommen fest zu stehn und ich glaube, daß die Motive Friedrich Schlegels nicht hart genug verurtheilt werden können. Ich will mich näher darüber erklären.

Wenn Einer übertritt, weil sein sinnliches Bedürfniß durch den protestantischen Cult nicht befriedigt wird, so bedauern wir seinen kleinlichen Begriff von der Religion, aber wir bekennen, daß er dahin gegangen ist, wohin er gehörte.

Wenn er, von Zweifeln und Gewissensbissen gequält, Ruhe sucht unter dem sichern Schirme einer unanfahbaren Autorität, so wird uns seine Willenskraft keine große Achtung abnöthigen, aber wir werden ihm diese gelindere Form des Selbstmordes nicht mißgönnen.

Strenger schon wird unser Tadel sein, wenn ein Kopf, der mehr esprit besitzt als Menschenverstand, sich durch Streitigkeiten mit Anderen und falsche Schlußfolgen in ein Princip hereinredet, das ihm eigentlich fremd sein sollte; aber selbst in diesem Fall haben wir unter gewissen Umständen das Gefühl subjectiver Nothwendigkeit.

Am unfeinsten scheint es, wenn man des Geldes wegen die Religion Grenzboten IV. 1861.

seiner Väter abschwört, oder um sich eine Anstellung zu sichern, aber selbst hier fällt Jedermann ein Beispiel ein, bei dem man gewiß keinen Stein auf den Abgefallenen werfen wird. Winkelmann war, wie Goethe ganz richtig bemerkt, ein Heide; die christlichen Confessionen waren ihm ziemlich gleichgültig; dagegen war es ihm eine innere Nothwendigkeit, sich in die Kunstwelt Rom's zu vertiefen. Man forderte den Preis und man zahlte ihn.

Schlegels Uebertritt erscheint mir deshalb schlimmer als diese einzelnen Fälle, weil alle angegebenen Motive in seinem Gemüth durcheinander spielten und er nicht Manns genug war, Eines von dem Andern zu unterscheiden. Er vermiste das sinnliche Moment des Gottesdienstes; er fühlte die Unfähigkeit, eine neue Religion zu machen, wie er sich zuerst vorgenommen hatte, und suchte sich daher nach einer recht handfesten Autorität; er hatte sich durch die Zänkereien mit den Aufklärern so in seine Ideen hereingeredet, daß er zuletzt mitunter selber glaubte, er sei von Herzen Katholik; er brauchte endlich Geld und eine Stelle. Alle diese Motive spielten durcheinander, den Ausschlag gab das letzte. Bei einem solchen Durcheinander hört in der That auch das Mitleid auf. Der Ueberläufer zur katholischen Kirche und der Dichter der Lucinde sind genau die nämliche Person: Unfähigkeit einen Gedanken auszudenken, Unfähigkeit ein Gefühl auszuempfinden, Unfähigkeit etwas zu wollen, ohne zugleich das Gegentheil zu wollen, denn er hat sich nicht etwa aus freiem Entschluß als Katholiken bekannt, sondern die Zeitungen haben es sehr zu seinem Kummer ausgeplaudert, da er noch immer hoffte, Katholik und auch Nichtkatholik zugleich sein zu können; als das Schicksal dann gesprochen hatte, fügte er sich freilich. Das war das letzte Resultat der sogenannten romantischen Ironie. Julian Schmidt.

Von der preussischen Grenze.

Es ist nicht möglich, das Verhalten der englischen Blätter, nachdem der König wirklich nach Compiègne gereist ist, mit Stillschweigen zu übergehen. Zwar hat es nicht das mindeste Interesse, die bodenlose Erbärmlichkeit dieser